

Elif Shafak

Am Himmel
die Flüsse

Roman
Hanser

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

Leseprobe

Das Buch

Narin ist neun, als in dem ezidischen Dorf am Tigris Planierrauben auftauchen. Ihre Heimat soll einem Dammbauprojekt der türkischen Regierung weichen. Die Großmutter, fest entschlossen, die Enkelin an einem ungestörten Ort taufen zu lassen, bereitet alles für die Reise ins heilige Laliş-Tal vor. Kurz vor Aufbruch stößt Narin auf das Grab eines gewissen Arthur – direkt neben dem ihrer Ururgroßmutter Leila. Wer war dieser »König der Abwasserkanäle und Elendsquartiere«, der Junge aus dem viktorianischen London, von den Ufern der verschmutzten Themse? Und was hat er mit Narins eigener Vertreibung zu tun? Meisterhaft verwebt Elif Shafak Vergangenheit und Gegenwart zu einem soghaften Roman über sich kreuzende menschliche Schicksale und die Macht jahrhundertalter Konflikte.

Die Autorin

Elif Shafak gehört zu den bedeutendsten Schriftstellerinnen der Gegenwart. Sie veröffentlichte bisher 20 Bücher, darunter 13 Romane. Ihre Bücher wurden in 57 Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet. Shafak wurde von der BBC zu einer der »100 inspirierendsten und einflussreichsten Frauen« gewählt. Ihre Auftritte machen sie zu einer vielbeachteten und inspirierenden Stimme für Gleichberechtigung sowie Frauen- und LGBTQ+-Rechte. Sie ist Jurorin zahlreicher Literaturpreise, z. B. des PEN Nabokov-Preises. Außerdem ist sie Autorin eines regelmäßigen Newsletters mit dem Titel *Unmapped Storylands*.

Elif Shafak. *Am Himmel die Flüsse*

Aus dem Englischen von Michaela Grabinger. 592 Seiten mit Abbildungen

Gebunden mit Lesezeichen. Farbiges Vorsatzpapier

Auch als E-Book. Erscheint am 22. Juli 2024

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Designbüro Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Illustration: © Barbara Thoben unter Verwendung von Depositphotos /

Makc76 (Blätter) und Depositphotos / Helioshammer (Wellen)

HANSER

–O–

Arthur

Am Ufer der Themse, 1840

Der Winter kommt in diesem Jahr früh nach London, und sobald er da ist, will er nicht wieder fort. Schon im Oktober gibt es erste Schneeschauer, und von Tag zu Tag wird es kälter. Die Flechten an den Mauern, das Moos auf den Steinen und die Farne in den Ritzen sind mit Raureif überzogen und glitzern wie silberne Nadeln. Raupen und Frösche sind auf die kalte Zeit vorbereitet; sie bringen sich nach und nach zum Erstarren, um erst im nächsten Frühjahr wieder warm zu werden. Kaum ausgesprochen, verwandeln sich Gebete und Flüche in Eiszapfen, die an den kahlen Ästen hängen. Manchmal klirren sie im Wind – einzelne leise Glöckchentöne. Doch im Gegensatz zu früher friert die Themse trotz der Kälte nicht zu. Einige Jahrzehnte zuvor war die Eisdecke so dicht, dass man aus Spaß einen Elefanten darüberstapfen ließ und zwischen den Ufern Hockey spielen konnte. Diesmal gefriert sie nur an den Rändern, sodass ihr Wasser zwischen den beiden Säumen aus weißen Kristallen weiterhin fließen kann.

An dem scharfen, beißenden Gestank, der aus dem Fluss aufsteigt, ändert das Wetter – kalt oder warm, ruhig oder stürmisch – so gut wie nichts. Er dringt in die Poren, klebt an der Haut, durchströmt die Lunge. Die Themse – »Tamesis«, »Tems«, »Tamasa«, »die Dunkle« –, einst für ihr frisches Wasser und ihre wohlschmeckenden Lachse berühmt, ist mittlerweile schmutzig braun und trüb, von Industriemüll, fauligem Abfall, Chemikalien aus Fabriken, menschlichen Leichen und Rohabwasser ver-

seucht. Niemals in seinem langen Leben war der Fluss so ver- wahrlost, einsam und ungeliebt.

Eine Wolke aus Staub, Ruß und Asche hängt über den Dächern und Kirchturmspitzen Londons, der bevölkerungsreichsten Stadt der Welt. Jede Woche rollt eine neue Welle von Zuge- reisten mit ihren Bündeln voller Träume heran, und die Kamine pusten noch mehr Albträume in die Luft. Während die Stadt wächst und ihre Grenzen sprengt, dringen ihr Unrat, ihre Aus- scheidungen, ihr Geröll durch die Risse wie die Füllung, die aus einem alten Kissen quillt. Alles, was nicht mehr gebraucht wird, landet im Fluss. Treber aus den Brauereien, Faserbrei aus den Papierfabriken, Fleischabfälle aus den Schlachthöfen, Fellhaare aus den Gerbereien, Abwasser aus den Branntweindestillieren, Stoffreste aus den Färbereien, Fäkalien aus den Senkgruben und den Spülklosetts (der neuen Erfindung, die sich bei den Reichen und Privilegierten großer Beliebtheit erfreut). Alles wird in die Themse gekippt, tötet die Fische, tötet die Wasserpflanzen, tötet das Wasser.

Doch der Fluss schenkt auch, was niemand besser weiß als die *toshers*, unermüdliche Abfallsammler, Wildbeuter der Ufer. Unerschrocken und geduldig waten sie Kilometer um Kilometer im stinkenden Matsch. Manchmal gehen sie das Labyrinth der Kanalisation ab, das die Stadt kreuz und quer durchzieht, und stöbern in den Abwasserrinnsalen oder wühlen vom Ufer aus im Bodensatz des Flusses. Auf ihren Streifzügen durch die flüs- sige Welt halten sie Ausschau nach wertvollen Dingen unter und über der Erde.

Sie gehen üblicherweise bei Ebbe an die Arbeit, wenn sich der Wind gelegt hat und die Oberfläche des Stroms so matt und glatt ist wie ein blinder Spiegel, der kein Licht reflektiert. In den Tiefen des schmutzigen Wassers verbirgt sich immer etwas von Wert – Metallteile, Kupfermünzen, Silberbesteck, hin und wieder sogar

eine Kristallbroche oder ein Perlenohrring. Kostbarkeiten, die auf den Straßen und in den Parks der Stadt unbemerkt zu Boden gefallen sind, in die Gossen geschwemmt wurden und die lange, stinkende Strecke zu den Wellen der Themse zurückgelegt haben. Einige dieser Gegenstände kommen aus Oxford und reisen sogar noch weiter, andere verfangen sich im Schlamm und werden unter der dicken, glitschigen Schmiere begraben. Man weiß nie, was der Fluss gerade zu bieten hat, doch mit leeren Händen schickt er niemanden fort. Ein tüchtiger *tosher* verdient bis zu sechs Shillings am Tag.

Diese Tätigkeit ist nicht nur ekelierend schmutzig, sondern birgt auch viele Gefahren – vor allem in den Abwassertunneln. Am besten arbeiten die Leute als Gruppe, denn in Londons kompliziertem unterirdischem Gangsystem verirrt man sich leicht und erreicht womöglich nie wieder die Oberfläche. Außerdem kann es immer sein, dass ohne Vorwarnung ganz in der Nähe ein Schleusentor geöffnet wird, während man herumstöbert, und eine Flutwelle durch die Tunnel rauscht. Wenn man sich dann nirgends festhalten kann oder niemanden hat, der einen am Kragen packt, wird man aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Schwall fortgerissen, die Lunge füllt sich mit Exkrementen, und man ertrinkt. Obendrein besteht die Gefahr, in eine Gasblase zu greifen, die sich unter vielen Schichten Schmutz gebildet hat – eine unglückselige Erfahrung. Die Explosion, die dabei ausgelöst werden kann, ist so stark, als hätte Schießpulver Feuer gefangen. Man stirbt sofort oder, noch schlimmer, muss sein Leben entsetzlich versehrt zu Ende bringen. Denn der Fluss nimmt auch, und das weiß niemand besser als die *toshers*.

An diesem eiskalten Morgen Ende November stapft eine aus acht Menschen bestehende Gruppe in Chelsea am nördlichen Ufer der Themse entlang. Die Stiefel schmatzen im Schlick, und

alle paar Schritte stechen die Leute ihre langen Stangen in den Dreck, um zu prüfen, ob etwas Brauchbares darin liegt. Die Laternen, die sie sich vor die Brust gebunden haben, werfen goldene Streifen voraus und verleihen ihren Gesichtern eine gespenstische Blässe. Die Tücher, die sie um den Mund gewickelt tragen, um den üblen Geruch abzuhalten, bewirken nichts. Außerdem tragen sie weite Mäntel aus Samt mit übergroßen Taschen und dicke Handschuhe als Schutz vor dem Unrat – und vor den Angriffen der Ratten, die groß wie Katzen sein können. Die letzte Person in der Gruppe, eine junge Frau mit scheuem Lächeln und sommersprossigen Wangen, kann ihren Mantel nur zur Hälfte über ihren dicken Bauch ziehen. Sie muss arbeiten, obwohl sie hochschwanger ist. Allerdings hat ihr die Hebamme versichert, dass das Kind frühestens in vier Wochen kommt.

Die Gruppe nähert sich einer Biegung im Fluss. An dieser Stelle ragen die Äste einer fast auf dem Boden liegenden Eiche über das Wasser. Während die anderen den Morast durchsuchen, bleibt die junge Frau stehen, um zu verschnauften. Sie wischt die Schweißperlen weg, die sich trotz des schneidenden Winds auf ihrer Stirn gebildet haben.

Ihr Blick schweift über die Furchen und Erhöhungen in der Eichenrinde. Es ist ungewöhnlich, dass sich ein Baum so stark krümmt, als wäre er in ein trauliches Gespräch mit dem Fluss vertieft. Worüber mögen sich die beiden unterhalten? Sie muss schmunzeln. Während sie darüber nachdenkt, durchfährt es sie plötzlich wie ein Stich. Ihr Herz beginnt schneller zu schlagen, doch sie versucht, nicht auf den Schmerz zu achten. Es ist für sie bisher nicht gut gelaufen; sie hat nur einen kleinen Ring gefunden und wird erst wissen, was er wert ist, wenn sie den Schmutz entfernt hat und beim Pfandleiher war. Trotzdem hat sie ihn sich aus Angst, ihren einzigen Fund zu verlieren, an den Finger gesteckt.

Wieder ein Stich – diesmal so stark, dass sie fast keine Luft mehr bekommt. Sie schleppt sich aus dem Wasser heraus, stapft müde zu dem Baum und lehnt sich schwer atmend an den Stamm. Jetzt ist sie dankbar für seine ungewöhnliche Form. Der krampfartige Schmerz klingt ab, kehrt aber kurz darauf umso stärker zurück. Sie drückt ihre Hand an ihren Bauch und stöhnt auf.

»O Gott!«

Ein anderes Mitglied der Gruppe, eine kräftige alte Frau mit durchsichtigen blauen Tränensäcken, eilt zu ihr.

»Was hast du, Arabella? Ist dir nicht wohl?«

»Das Kind – meinst du, es könnte schon kommen? Eigentlich ist es viel zu früh.«

Sie blicken sich um – die eine in heller Panik, die andere in heimlicher Sorge. Doch nicht hier! Doch nicht jetzt! Welches Kind will an einem so feuchten, stinkenden Ort geboren werden, an einem von Kot und Abfall überquellenden Fluss!

»Soll ich nach deinem Mann schicken lassen?«, fragt die alte Frau. Sie hat es sehr leise gesagt, denn sie glaubt die Antwort zu kennen.

Arabella wohnt nicht weit weg in einem Elendsquartier in einem Teil von Chelsea, der World's End genannt wird – Ende der Welt. Ihr Mann ist Schreiner, und ein so guter, dass er einmal im Auftrag des Buckingham Palace eine Kommode für die Königsfamilie getischelt hat. Allerdings zittern ihm die Hände inzwischen wegen seiner Trunksucht so stark, dass er kaum noch arbeiten kann.

»Nach meinem Mann?«, erwidert Arabella. »Den habe ich seit Wochen nicht gesehen.«

»Gut, dann müssen wir es selbst schaffen«, sagt die alte Frau und versucht, nicht traurig zu klingen. »Als Erstes bringen wir dich nach Hause, wo du es bequem hast.«

Arabella nickt, doch ihr Atem wird flacher und schneller. Beim Aufstehen beginnt sie zu taumeln und verliert kurz die Balance. Sie verzieht das Gesicht – mehr vor Schreck als vor Schmerz –, denn eine warme Flüssigkeit rinnt an ihren Beinen hinunter. Entsetzt starrt sie auf die Pfütze zu ihren Füßen.

»Oh nein! Viel zu früh!«

Die anderen *toshers* haben ihre Suche unterbrochen und beobachten die Szene vom Wasserrand aus. Einer ruft über den Lärm der Strömung hinweg:

»He! Alles in Ordnung da drüben?«

Die alte Frau schüttelt heftig den Kopf. »Es gibt ein Problem. Gott steh uns bei!«

»Was faselst du da?«

»Kommt raus und helft uns! Los, kommt, aber schnell! Unserer Arabella ist das Wasser abgegangen!«



Die *toshers*, die sofort zu Hilfe eilen und selbstlos ihre Mäntel auf das schlammige Flussufer legen, ahnen nicht, dass in diesem Augenblick auch bei einer anderen werdenden Mutter in London, die mit ihrem ersten Kind schwanger ist, die Wehen einsetzen. Queen Victoria, erst einundzwanzig, kreißt in einem behaglichen Zimmer im Buckingham Palace. Dass Ihre Majestät es verabscheut, schwanger zu sein, ist ein offenes Geheimnis. Sie kann es kaum erwarten, die harte Zeit in ihrem Leben hinter sich zu bringen, in der sie weder tanzen noch reiten durfte. Die junge Königin – von ihrem Gatten »Gutes Weibchen« genannt – hofft, einen männlichen Thronfolger zu gebären, damit sie nie wieder ein Kind auf die Welt bringen muss. Prince Albert ist bei ihr; er hält ihre Hand, redet beruhigend auf sie ein, gesellt sich aber schließlich zu den draußen vor dem Zimmer wartenden Ministern. Die Wiege in der Ecke – aus bestem Mahagoni und

mit smaragdgrüner Seide ausgekleidet – hat die Form einer Muschel. Die maritime Anspielung passt perfekt zum erstgeborenen Kind der Königin der Meere und weist auf den Ruhm und Glanz Englands hin, dessen Symbol, die weiße Rose, als Stickerei die Bettdecke ziert.

Als das Königinnenkind nach qualvollen Stunden das Licht der Welt erblickt, lächelt der Arzt bedauernd.

»Leider ein Mädchen, Majestät.«

Die Königin hebt trotz ihrer Bestürzung matt die Hand. »Schon gut. Das nächste wird ein Junge.« Zum Glück stehen mehrere Kindermädchen mit hervorragenden Referenzen bereit.

Als das Themse-Kind nach qualvollen Stunden das Licht der Welt erblickt, ruft einer der *toshers* fröhlich:

»Arabella lebe hoch, es ist ein Junge!«

Die junge Mutter stützt sich auf die Ellbogen und reckt den Hals, um ihren Sohn zu betrachten. Seine winzigen Finger, rosigen Zehen, rundlichen Bäckchen ... Er ist wunderschön. Ihr kommen die Tränen. Welche Aussichten hat ein so unschuldiges, liebes Wesen in einer Welt voller Sünde, Kummer und Leid?

»Kopf hoch, Mädchen! Warum so niedergeschlagen?«, sagt die alte Frau in tadelndem Ton. »Kannst stolz auf dich sein – das Kind lebt und ist gesund.«

Doch Arabella weint so bitterlich, dass sie kaum sprechen kann.

»Na, na, das wird schon. Sag, welchen Namen wirst du ihm geben?«

Als auch auf diese Frage keine Antwort folgt, steuern die anderen *toshers* Vorschläge bei.

»Nenn ihn Themse – das ist genau der richtige Name!«, sagt einer.

»Ja, dann ist er Vater Themse, wenn er erwachsen ist.«
»Und wenn er lange lebt, ist er irgendwann Großvater Themse.«

»Wie wär's mit Thomas – das klingt fast wie Themse.«
»Unsinn, du nennst ihn einfach Jack«, wirft ein anderer ein.
»Ich war mein Leben lang ein Jack – ist gar nicht schlimm.«

»Das sehe ich anders!«
»Was haltet ihr von Albert?«, fragt einer. »Wenn der Name für den Mann der Königin gut genug ist, reicht er für das kleine Kerlchen allemal.«

»Ach, halt den Mund! Was redest du da?«, fährt ihn die alte Frau an. »Ängstlich und feig ist er, dein Prince Albert, der verweichlichte Mensch. Weißt du nicht, dass er nicht um die Hand von Victoria angehalten hat? *Sie* hat *ihm* den Antrag gemacht! Wahrlich nicht der beste Mann für unsere gute Königin. Mit dem würde nicht einmal ich mich zufriedengeben!«

Alle kichern und feixen – bis Arabellas schrille Stimme den Lärm durchdringt.

»Werft ihn in den Fluss!«
Einer gluckst vernehmlich, weil er den Ausruf für einen weiteren Scherz über die Mitglieder der Königsfamilie hält, deren Leben so vollkommen anders ist als das ihre. Doch der Rest der Gruppe ist verstummt. Während nach und nach alle die Bedeutung von Arabellas Worten erfassen, wird das Entsetzen förmlich greifbar. Die *toshers* sehen einander so schuldbewusst an, als wären sie Teil von etwas Verdorbenem, Abgründigem geworden, nur weil sie das Unsagbare gehört haben.

»Was redest du, Mädchen?«, murmelt die alte Frau in das tiefe Schweigen hinein.

»Schmeißt das Kind ins Wasser. Ich kann es nicht großziehen. Soll sich die Themse um meinen Sohn kümmern.«

»Sch! Du versündigst dich!«

Die junge Mutter schlägt die Hände vors Gesicht und stößt einen erstickten, kehligen Schrei aus. Obwohl sie selbst kaum fassen kann, was sie gleich sagen wird, gelingt es ihr nicht, zu verhindern, dass es aus ihr hervorbricht.

»Ich kann das Kind nicht behalten. Ich finde ja kaum genug für mein eigenes Essen. Die meiste Zeit hungere ich. Mein Mann, dieser Taugenichts, hat sich mit ganz schlimmen Leuten eingelassen! Immer ist er wütend, nie nüchtern, und er arbeitet nicht. Wenn er vom Alkohol ohnmächtig wird, ist das für mich ein Segen! Meint ihr, ein Mann, der seine Frau schlägt, vergreift sich nicht auch an seinem Sohn? Mein armes Kind ...«

Die alte Frau reckt das Kinn und schüttelt den Kopf. »Du hörst mir jetzt zu!«

»Du verstehst nicht, was ich – «

»Jedes Wort habe ich verstanden, und ich sage dir, dass dieser Junge dein Leben schöner machen wird – das spüre ich ganz deutlich. Gib ihm ein bisschen Essen und ein bisschen Liebe, und du wirst sehr viel mehr von ihm zurückbekommen. Er wird deine Last leichter machen, und du wirst stolz auf ihn sein. Keine Sorge, alles wird gut.«

Arabella weint jetzt lauter. Bei jedem Schluchzer beben ihre Schultern, und ihre Zähne klappern vor Kälte und Angst.

Die alte Frau seufzt. Sie hat Hebammen von einem rätselhaften Zustand erzählen hören, den sie »Kindbettwahnsinn« nannten und der angeblich frischgebackene Mütter befällt, ihnen den Verstand raubt und sie in so abgrundtiefe Verzweiflung stürzt, dass manche nie wieder herausfinden. Und sie weiß, dass die Behandlung darin besteht, der Patientin Abführmittel zu geben, sie zu schröpfen, zur Ader zu lassen und ihr große Mengen Opiate zu verabreichen.

Leise fragt sie die anderen: »Wie können wir sie aufheitern? Das arme Ding hat das heulende Elend.«

»Gib ihr davon«, sagt ein Mann und hält ihr eine Flasche mit einer trübbraunen Flüssigkeit hin.

Laudanum. Ein Mittel, das die Nerven beruhigt, Schmerzen lindert und obendrein gegen Frauenleiden helfen soll. Es schmeckt zwar schrecklich bitter, riecht aber sehr süß, denn es besteht aus Zimt, Safran, Alkohol und Schlafmohnextrakt.

Sie drängen Arabella, einen Schluck zu trinken, und dann noch ein bisschen mehr, sicherheitshalber. Sie fügt sich. Ihr Kopf sinkt auf die Brust, ihre Arme erschlaffen. Erschöpft und verzweifelt, wie sie ist, fällt die junge Frau in tiefen, traumlosen Schlaf.

Das bringt die *toshers* in ein unerwartetes Dilemma. Wer soll dem Kind nun einen Namen geben? Der Vater ist nicht greifbar, die Mutter halb bewusstlos, halb von Sinnen. Die Sache duldet keinen Aufschub, denn sie befinden sich in gefährlicher Nähe zum Fluss. Seit unvordenklichen Zeiten beherbergen die Strudel der Themse Geister und andere schauerliche Wesen. Teuflische Spukgestalten, die auf der Jagd nach verwundbaren Seelen über dem Wasser schweben, könnten jeden Augenblick niederfahren und sich das Neugeborene holen. Und sollten die Geister ausnahmsweise Zurückhaltung üben, würde bestimmt der Geist von William Kidd wie aus dem Nichts erscheinen. Der berüchtigte Seeräuber kocht vor Wut, seit man ihn geteert, in Ketten gelegt und an den Galgen geknüpft hat, wo seine Leiche drei Jahre lang hing und verweste. Das ist zwar mehr als hundert Jahre her, doch Kidds Zorn ist nie verraucht, und er sucht dieses Ufer noch immer heim.

Da die Lage ernst ist, beschließen die *toshers*, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Die alte Frau hebt das Kind in die Höhe und sieht ihm in die graublauen Augen. Seltsamerweise erwidert es ihren Blick. Es hat die ganze Zeit keinen einzigen Schrei ausgestoßen.

»Du komischer kleiner Wurm, du!«

»So könnten wir ihn nennen«, schlägt einer vor. »Ganz ausgezeichnet: Komischer wäre sein Vorname und Kleinerwurm sein Nachname. Besser geht es nicht!«

»Kommt nicht infrage!«

Das unglückliche Kind, dem sowohl ein fürsorglicher Vater als auch eine starke Mutter fehlen und dem es das Schicksal obendrein auferlegt hat, das Licht der Welt an einem Strom aus Schmutz und Kot zu erblicken, verdient in den Augen der alten Frau allen Beistand. Sie müssen ihm einen ehrwürdigen Namen geben, einen, der ihm das Dasein versüßt und ihm durch die Schwierigkeiten des Lebens hilft, anstatt es noch mehr zu entmutigen. Sie denkt eine Weile nach und sagt schließlich:

»Der Name sollte Tapferkeit und Größe ausdrücken. Ja – es muss ein Name wie für einen Adligen sein!«

»Dann nennen wir ihn am besten Eure Majestät.«

»Eure Durchlaucht.«

»Erhabenste Eminenz!«

»Warum nicht gleich König?«

»König ist gut«, erwidert die alte Frau. Und plötzlich strahlt sie, denn sie hat eine neue Idee. »Und König Arthur ist noch besser!«

»Ja, König Arthur – das ist es!«

»Dem Himmel sei Dank!«

»Dank sei dem Herrn!«

»So wie König Arthur mit dem Schwert im Stein?«

»Eher ein König Arthur der Abwasserkanäle, würde ich sagen.«

»... und der Elendsquartiere.«

»Dann ist es also beschlossene Sache«, erklärt der Mann, der das Laudanum beigesteuert hat, und trinkt, wie um auf die Entscheidung anzustoßen, einen großen Schluck aus der Flasche

Gin, die er im Mantel mit sich trägt. Dann wischt er sich über den Mund und gibt die Flasche weiter.

»Arthur, König der Abwasserkanäle und Elendsquartiere!«

Als dieser Arthur wird der Junge, der auf einem einsamen Abschnitt des Themseufers in Chelsea unter den tief liegenden Ästen einer Eiche zur Welt kam, einst allen bekannt sein. Er ist ein Kind des Flusses und wird es sein Leben lang bleiben.



Obwohl die Mutter noch tief schläft, legen sie ihr das neugeborene Kind an die Brust. Unter den Blicken der *toshers* beginnt Arthur gemächlich zu saugen, fast wie aus Höflichkeit. Ohne Wiege, die ihn trägt, ohne Dach, das ihn schützt, liegt er auf den ausgebreiteten Mänteln, die ihn vor der Kälte des schlammigen Bodens bewahren sollen, und sein Gesicht verzieht sich, aber er weint nicht, sondern lauscht still den Geräuschen rings um ihn, während ein dünnes Rinnsal Milch aus seinem Mundwinkel läuft.

Es beginnt wieder zu schneien. Dichte Flocken fallen in weiten Bahnen vom Himmel, schimmernd vor dem Hintergrund des gedämpften Lichts. Ehe sie auf dem Boden landen, werden sie bläulich und wirbeln in Kreisen, die sich nie überlappen und sie nie schwindelig machen. Ein verspielter Tanz rastloser Geister. Der Säugling sieht mit großen Augen zu, und verblüfft von der Schönheit der Welt, beginnt er zu lächeln.

Eine der Flocken dreht im Wind Pirouetten, während sie sich rasch dem Boden nähert. Wasser in fester Form. Eine schwere Perle aus den Tiefen einer riesigen Himmelsmuschel. Lässt sich anhand von etwas so Kleinem, Zartem ein ganzes Universum erfassen?

Diese Schneeflocke war einst in einem fernen Land ein Regentropfen. Der wurde durch einen prachtvollen Palast mit

einer grandiosen Bibliothek getragen, sah erlesene Gärten, herrliche Brunnen und entsetzliche Grausamkeiten. Die Flocke bewahrt die Erinnerung an ihre früheren Leben in sich. Die Aura eines assyrischen Königs ist ihr eingepägt wie ein unsichtbarer Fingerabdruck. Sie landet sanft auf dem Gesicht des Säuglings, zwischen seinen geöffneten Lippen.

Das Kind spürt etwas Kaltes, Sauberes auf der Zunge, etwas, das schwach metallisch schmeckt und unglaublich aufregend ist. Der kleine Junge ballt seine Finger zur Faust und schiebt sie sich in den Mund, um das Wunderding zu ergreifen, doch das gelingt ihm nicht. Daraufhin schreit er zum ersten Mal. Es ist seine erste Enttäuschung im Leben, der früheste Kummer, dass er etwas Schönes, das ihn kurz berührt hat und augenblicklich geschmolzen ist, nicht festhalten kann.

Ein Tropfen Milch und eine Schneeflocke verbinden sich im Mund des Neugeborenen – und in den hintersten Winkeln seines Gedächtnisses. Eines Tages – da ist der Junge viel älter – wird ihn ein Mensch, der nie Schnee gesehen hat, fragen, wie Schnee schmecke, und er wird, ohne zu zögern, antworten: »Schnee schmeckt wie Muttermilch.«



Arthur, König der Abwasserkanäle und Elendsquartiere, wird sich an seine Geburt erinnern. Er wird sich mit außergewöhnlicher Klarheit und allen Einzelheiten daran erinnern – an das Tosen des Abwassers in der Nähe, an die Rinde eines krummen Eichbaums, an die rauen Mäntel unter ihm, an den Säumen ausgefranst und von Ratten und Mäusen angenagt, an das lockige goldblonde Haar, das der Frau auf die Schulter fiel, die ihn zur Welt gebracht hatte und dann in den Fluss werfen wollte, vor allem aber an das Gefühl, als Eiskristalle auf seiner Zunge schmolzen ... Erinnerungssplitter, die für ihn immer zusammengehö-

ren werden, ganz gleich, wie viele Jahre vergangen sind und wie schmerzlich es für ihn sein wird, daran zurückzudenken. Denn dieses Kind, das seinen Geburtstag mit Queen Victorias Erstgeborener teilt und von herzensguten *toshers* den Namen eines legendären Helden erhalten hat, ist ein ganz besonderes Kind.

Arthur Smyth besitzt ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis für das, was er sieht, hört und spürt. So wie eine Schneeflocke oder ein Hagelkorn – wie Wasser in jeglicher Form – sich immer erinnern wird, kann auch er nicht vergessen. Was er gesehen, gehört oder gespürt hat – und sei es nur ein einziges Mal –, behält er für immer. Eine wundervolle Gabe, werden viele sagen. Ein Geschenk Gottes, werden andere hinzufügen. Doch zugleich ein schrecklicher Fluch, wie Arthur bald erfahren wird.

H-

Narin

Am Ufer des Tigris, 2014

Unter dem klaren, hellen Himmel sitzen eines Frühlingsnachmittags im Südosten der Türkei, am Ufer des Tigris, mehrere zu meist alte Eziden beieinander. Sie sitzen im Halbkreis und sehen zu, wie ein kleines Mädchen in einem weißen Kleid mit heiligem Wasser aus dem Laliş-Tal im Irak getauft wird.

Das Kind – es heißt Narin und wird in diesem Monat neun Jahre alt – hat feine Gesichtszüge: eine breite Stirn, eine gerade Nase, schön gebogene Brauen über großen, auffallend dunkelgrünen Augen. Während Narin dem Scheich lauscht, der für sie betet, schießt knapp über ihr ein Vogel auf das Gebüsch nieder. Sie weiß nicht, was für ein Vogel das ist. Sie blickt ihre Großmutter an, die stolz neben ihr steht. Die alte Frau kennt sich mit allen Vögeln der Gegend aus und kann Hunderte ihrer Stimmen perfekt imitieren, doch Narin weiß, dass jetzt nicht der Moment ist, um zu fragen. Sie konzentriert sich wieder auf die Zeremonie und wartet respektvoll schweigend. Erst als ihre Stirn mit dem heiligen Wasser besprengt wird, hebt sie den Blick aufs Neue.

Der erste Tropfen fällt auf die Braue, gleitet langsam hinunter und bleibt in den langen, dichten, geraden Wimpern hängen, deren Spitzen von der Sonne aufgehellt sind. Narin wischt ihn lächelnd weg.

»Lamm des Glaubens«, ruft der Scheich. »Möge dein Lebensweg immer gesegnet sein.«

Die Wolfsmilchstauden rings um die Versammelten erzittern im Wind, der plötzlich vom Fluss her in ihre Richtung weht.

Narins Großmutter spricht in die Stille hinein, und in jedem Wort hallt ihre Liebe wider.

»Lamm des Glaubens, *dilè min*.«

Dilè min – mein Herz. Die Großmutter drückt ihre Zuneigung aus, indem sie ihren Körper in eine Anatomie der Liebe verwandelt. Vermisst sie Narin, sagt sie: »Komm, setz dich zu mir, Ecke meiner Leber!« Um Narin aufzuheitern, ruft sie ihr zu: »Nur Mut, Pulsschlag in meinem Hals!« Hat sie das Lieblingsessen ihrer Enkelin gekocht, heißt es: »Iss auf, mein Augenlicht! Wenn dein Bauch voll ist, freut sich meiner!« Und wenn sie Narin sagen will, dass jede Lebensprüfung etwas Gutes hat, rät sie ihr: »Vergiss nie, meine Seele: Schließt Gott eine Tür, öffnet er eine andere. Deshalb verzage nie, Luft in meiner Lunge!« Herz, Leber, Magen, Lunge, Hals, Augen, Seele ... Als würde Liebe – fließend, strömend, wie sie ist – darin bestehen, Merkmale so zu vermischen, dass nicht mehr klar ist, wo das eigene Wesen endet und das eines anderen beginnt.

»Möge das Leben gut zu dir sein, mein Kind, und mögest du aus den Zeiten, in denen es nicht gut zu dir ist, stärker hervorgehen!«, ruft der Scheich.

Der zweite Tropfen fällt auf Narins Kragen; ein heller runder Schatten – er ähnelt der Mitte einer Mondblumenblüte – bildet sich auf dem weißen Stoff.

Das Mädchen tritt von einem Fuß auf den anderen und blickt sich in der Erwartung um, dass die Welt jetzt, kurz vor dem Ende der Zeremonie, verändert wäre. Doch alles sieht aus wie zuvor – das Dornengestrüpp, in dem sich der Saum ihres Kleids verfängt, die zerklüfteten Uferfelsen, das sonnenverbrannte Gras, das hier und da durch den Schotter sprießt, der Modergeruch des schlammigen Tigris. Das alles ist so, wie es sein soll – auch der Ausdruck auf den Gesichtern der Leute, die sich für sie freuen und sich zugleich um sie sorgen. Erwachsene können ihre

Bedenken nicht gut verhehlen, ihre Freude und Neugier dagegen erstaunlich gut. Bei den Kindern ist es genau andersherum. Die können ihre Ängste taktvoll zum Schweigen bringen und ihren Kummer verbergen, schaffen es aber kaum, keine Freude zu zeigen. Einfach gesagt: Erwachsen werden heißt, den Ausdruck reinen Glücks und reiner Freude zu unterdrücken lernen.

Narin kann ihre Sorgen gut verstecken – und sie hat viele. Heute macht es sie traurig, dass ihr Vater nicht an der Taufe teilnehmen kann. Als beliebter und gesuchter Musiker, der in der ganzen Region bei Hochzeiten und Beschneidungsfeiern aufspielt, ist er oft mehrere Tage am Stück unterwegs. Er reist nicht nur innerhalb der Türkei, sondern auch im Irak und in Syrien, und wenn er zurückkommt, erzählt er lustige Sachen. Dann bricht er wieder auf. Narin versteht, dass er nicht lange an einem Ort bleiben kann, obwohl er sie liebt. Es heißt, dass er so ist, seit er die Liebe seines Lebens verloren hat – am selben Nachmittag, in derselben Stunde öffnete sich die Tür des Lebens für Narin und schloss sich für ihre Mutter. Von diesem Tag an hat ihr Vater sich trotz aller Versuche, ihm eine neue Frau zu finden, einer Wiederheirat verweigert, und das Kind wuchs bei der Großmutter auf.

Die Großmutter ist Narins Ein und Alles.

»Möge dieses geweihte Wasser Güte und Freundlichkeit in dein Leben bringen und dich vor Kummer bewahren.« Der Scheich hebt die Hand, um Narin mit dem dritten und letzten Tropfen zu besprengen. »Möge es – «

Ein ohrenbetäubendes Wummern, das aus dem Bauch der Erde zu kommen scheint, übertönt die letzten Gebetsformeln. Erschrocken drehen sich alle in dieselbe Richtung.

Ein Bulldozer. Ein mit Schlamm bespritztes gelbes mechanisches Ungeheuer. Nachdem der Motor dröhnend zum Leben erwacht ist, setzt sich das Gefährt in Bewegung und rollt über die Lichtung, wobei es schwarzen Rauch in die klare Luft bläst.

Knarzend und ächzend bringt es sich in den Vorwärtsgang und rumpelt auf die Versammelten zu, sodass der Boden bebt. Die schwere Metallschaufel ragt in die Luft, bereit zuzuschlagen.

Diese Kolosse sieht man neuerdings überall. Seit die Gegend von der türkischen Regierung für ein großes Dammbau-Projekt ausersehen wurde, erfüllt ein unerträgliches Getöse die weiten Ebenen des Tigris. Es wird endlos gehämmert, geklopft, gebohrt, gedrillt, gemischt und gehackt. Das Vorhaben ist umstritten, Umweltaktivisten und ortsansässige Bauern protestieren dagegen. Ausländische Firmen, zunächst an der lukrativen Unternehmung interessiert, haben sich aus Sorge um den Menschenrechts-, Kulturgüter- und Umweltschutz zurückgezogen, was die Baumaßnahmen jedoch nicht aufhalten konnte. Jeden Morgen machen sich an diesem Uferabschnitt Bagger, Kipp-laster und Bulldozer auf den Weg, um riesige Mengen Basalt, Lehm und Kalkstein abzutransportieren, aus denen das Fundament für das dereinst größte Wasserkraftwerk des Landes gebaut werden soll.

Wenn der Ilisu-Staudamm fertig gebaut ist, werden mehr als achtzigtausend Menschen vertrieben, mehr als zweihundert Dörfer und vierzig Weiler evakuiert sein. Vor Beginn der Arbeiten hat man die Bauern, die meisten von ihnen Kurden, zum Verlassen der Häuser gezwungen, ihre Felder und Gärten enteignet und diese Menschen damit in tiefe Verzweiflung gestürzt. Der Staat hat ihnen für das beschlagnahmte Land symbolische Summen überwiesen, doch viele Familien, auch die von Narin, rühren das Geld nicht an und weigern sich, dem miesen Handel zuzustimmen. Einige wollen den Staat verklagen, aber die meisten in dieser Gegend sind arm, und der Staat hat schlicht zu viel Macht. Gerichtsverfahren dauern Jahre und enden nicht immer zugunsten des Klägers. Jedenfalls wird in der Zwischenzeit weitergebaut.

Hasankeyf, eine antike Siedlung am Tigris, die einst *Castrum Kefa*, »Felsenburg«, hieß, wird überflutet sein, sobald das Wasser sechzig Meter hoch reicht. Ihre Kalksteinfelsen, die Kirchen, Moscheen und Schreine, die menschengemachten Höhlen und die noch nicht ausgegrabenen Geheimnisse werden in einem künstlichen See verschwinden. Eine zwölftausend Jahre alte Geschichte wird von einem Staudamm ausgelöscht, der fünfzig Jahre Bestand hat – die Lebenszeit eines Maultiers. Die Region mit ihren Kirchen, Kapellen, Moscheen, Klöstern, Synagogen und Schreinen hat bereits viel von ihrem Erbe verloren. Die meisten Bewohner sind schon in größere Orte in der Region gezogen und, von den Traditionen abgeschnitten, die sich stets bewahrt haben, im Trubel des Stadtlebens aufgegangen. Zurück blieben fast nur die Alten. Sie zögerten den Umzug bis zur letzten Sekunde hinaus; sie trennten sich am schwersten von ihren Erinnerungen.



Der Bulldozer bleibt nur wenige Zentimeter von Narin entfernt vor den Versammelten stehen. Der Fahrer, ein Mann mit einem Walrossbart, betätigt den Bremshebel und steckt den Kopf aus dem Fenster.

»Was habt ihr hier zu suchen? Haut ab! Das ist eine staatliche Anordnung!«

»Wir sind gleich fertig, Effendi«, erwidert der Scheich. »Ich bitte Sie, geben Sie uns noch ein paar Minuten!«

»Fertig mit was?«, fragt der Mann argwöhnisch. »Was treibt ihr hier eigentlich?«

Der Scheich presst die Lippen zusammen, weil er dem Fremden nicht sagen will, dass eine Tauffeier stattfindet. Nur einen Satz stößt er hervor: »Wir leben hier.«

»Nicht mehr lange. Warum seid ihr noch nicht gegangen? Ihr

habt Befehl, in die Städte zu ziehen. Ohne euch kommt das Projekt viel schneller voran. Ihr haltet den ganzen Betrieb auf.«

Die Großmutter macht einen Schritt nach vorn und verschränkt die Arme über der Brust. »Kannst du nicht dort drüben graben, Sohn?«

»Nein, kann ich nicht. Mir ist heute danach, genau hier zu graben«, entgegnet der Mann, den es ärgert, dass sich ihm eine Frau entgegenstellt.

»Es ist doch egal, wo du anfängst.« Die Großmutter reckt resolut das Kinn. »Ihr grabt ja sowieso die ganze Gegend um.«

»Ich fahre nicht von hier weg, Frau. Und ihr haut jetzt besser ab, und zwar sofort – verschwindet! Sonst reiche ich eine Beschwerde ein, weil ihr die Arbeit eines Staatsbediensteten behindert. Dann kriegt ihr richtige Probleme!«

Ohne die Reaktion abzuwarten, zieht der Mann den Kopf wieder ein. Bevor er den Motor anlässt, stößt er leise etwas hervor, was niemand hört. Doch Narin, die am nächsten steht, liest es ihm von den Lippen ab.

»Verfluchte dreckige Teufelsanbeter!«

Gleich darauf dröhnt der Motor los. Nach der Stille zuvor ist der Lärm ohrenbetäubend.

Reglos sehen die bestürzten Menschen zu, wie der Bulldozer Brocken um Brocken Schwemmboden aus dem Ufer des Tigris herausholt und die Knochen vorsintflutlicher Tiere und schlummernde Steine aufwühlt, Zeugen der jahrtausendealten Geschichte des Zweistromlands. Die Maschine fährt vor und zurück, erfasst mit ihrem Maul Pflanzenknollen unter der Erde und reißt die Wurzeln längst gefällter Bäume heraus, die von der Schaufel herunterhängen, als wäre das Ganze eine gigantische Zahnextraktion.

»Gehen wir ein Stück weiter«, ruft der Scheich über den Krach hinweg, »sonst bekommen wir Schwierigkeiten.«

Die anderen folgen ihm schweigend hintereinander am Fluss entlang und suchen am Ufer nach einer Stelle, an der das Gedröhn etwas weniger laut ist.

»Hier könnten wir bleiben«, schlägt der Scheich vor und deutet auf ein unbewachsenes Stück Boden. »Was meint ihr?«

Während sie erneut einen Halbkreis bilden, spüren sie, wie der Blick des Bulldozerfahrers durchs Fenster dringt und jede Bewegung der Gruppe verfolgt.

»Wir müssen uns beeilen«, mahnt der Scheich, der seine Nervosität nicht verbergen kann. Er hält die Flasche mit dem restlichen Weihwasser in die Höhe und stellt sich wieder so hin wie zuvor. »Mein Kind, möge es dir – «

Kaum hat er diese Worte gesprochen, hält er inne, und sein Gesicht wird bleich. Der Bulldozer fährt auf die Versammelten zu. Das monströse Gerät ist schon erschreckend nah, da senkt es die Schaufel und beginnt zu graben, sodass keiner mehr sein eigenes Wort versteht.

Wieder ziehen sie ab.



»Der Mann wird uns nicht in Ruhe lassen«, sagt der Scheich. »Er tut das mit Absicht, um uns einzuschüchtern.«

»Wir hätten nicht herkommen sollen. Das war keine gute Idee«, erwidert ein Nachbar.

Von ihm aus hätte das Ritual auch im Dorf vollzogen werden können; sie hätten sich nicht erst zum Tigrisufer schleppen müssen, denn anders als bei den Mandäern – den Anhängern von Johannes dem Täufer – wird der Körper des Täuflings bei den Eziden nicht vollständig in fließendes Wasser getaucht. Doch Narins Großmutter wollte unbedingt in der Nähe des Flusses sein, und sie hat, wie jeder weiß, einen starken Willen.

Eigentlich – darin sind sich alle einig – hätte die Taufzere-

monie, *mor kirin*, im Laliş-Tal durchgeführt werden müssen, im wichtigsten Heiligtum der Eziden in einem friedlichen, von sanft gewellten Bergen umgebenen Tal nördlich der irakischen Stadt Mossul. Narin hätte während der Feier einen Kranz aus Blüten tragen sollen – Narzissen, Immergrün, Gardenien. Sie hätte von der heiligen Zemzem-Quelle trinken und daraufhin an der Weißen Quelle, *Kaniya Sipî*, getauft werden sollen – an dem einzigen Ort der Welt, der sicher und sauber geblieben ist, als Gott die Sintflut auf die Erde sandte. Das Wasser dieser Quelle bildet nämlich einen wundersamen Wirbel, sodass es sich nie mit dem schlammigen, schmutzigen Wasser der großen Flut vermischt und seine Reinheit für immer bewahrt hat.

Doch die Umstände haben es der Familie bisher unmöglich gemacht, das Kind in den Irak zu bringen. Das Geld war knapp, der rechte Moment schien nie gekommen. Außerdem hat sich Narins Gesundheit in letzter Zeit verschlechtert. Deshalb hat man dieses Jahr einen *Qewwal* damit beauftragt, Wasser in einer versiegelten Flasche aus dem ehrwürdigen Laliş-Tal zu bringen. Obwohl die Taufe möglichst früh im Leben stattfinden sollte – und bei Mädchen früher als bei Jungen –, kommt es durchaus vor, dass Kinder erst später in den Glauben eingeführt werden, weil sie krank sind oder nicht reisen können.

»Vielleicht kommen wir besser ein wenig später noch einmal her«, sagt der Scheich. »Oder wir führen die Zeremonie im Dorf zu Ende.«

»Oder es ist ein Zeichen«, sagt Narins Großmutter. »Vielleicht soll es nicht sein.«

Der Scheich runzelt die Stirn. »Was willst du damit sagen, Besma?«

»Vielleicht sollte der letzte Tropfen nicht auf sie fallen.« Die alte Frau schüttelt den Kopf. »Wahrscheinlich waren der Ort und die Zeit nicht günstig.«

»Sollen wir die Zeremonie verschieben, Besma?«

Die Großmutter nickt kaum merklich. »Ja, verehrter Scheich.«

Ein Schauer des Unbehagens durchfährt die Versammlung.

»Aber deine Enkelin wird immer älter«, gibt eine Nachbarin zu bedenken. »Sie hätte schon längst getauft werden müssen.«

Eine andere Nachbarin sagt: »Das stimmt. Wenn du es auch nur um ein paar Wochen verschiebst, sind wir beim nächsten Versuch vielleicht längst weg. Die Lage ist schon jetzt sehr schlimm. Keiner weiß, wer von uns morgen noch hier ist.«

In der ganzen Region sind Menschen aller religiösen Bewegungen, Glaubensbekenntnisse und Stammeszugehörigkeiten von dem Bau des Staudamms betroffen. Doch für die winzige Gemeinde der Eziden kommt zu der Trauer um den Verlust ihres ererbten Landes die Angst, dort, wohin man sie umsiedeln wird, diskriminiert zu werden. Es ist nie leicht, die Heimat zu verlassen; ohne Ort, an den man gehen kann, fällt es noch sehr viel schwerer.

In den vergangenen Jahrzehnten ist das Tal, in dem sie leben, ausgetrocknet. Es ist geschrumpft und an den Rändern schrumpelig geworden wie angesengtes Pergament. Viele Familien sind nach Europa gegangen und zu Immigranten in Ländern geworden, in denen die Sonne ihr goldenes Haupt monatelang nicht erhebt. Manche besuchen die Heimat im Sommer und helfen, Brunnen und Schreine zu reparieren, doch keiner plant, für immer zurückzukehren. In Weilern und Dörfern, in denen ihre Vorfahren einst zu Tausenden gut lebten, wohnen jetzt nur noch ein paar Dutzend Eziden. Die Großmutter sagt, dass sie die Letzte sein wird, die geht, weil sie ihre Pistazienbäume nicht alleinlassen kann. Doch vor allem vom Fluss kann sie sich nicht trennen. Sie spaziert oft an sein Ufer und klagt, dass der Boden unter ihren Füßen bald überflutet und eine jahrtausendealte Ge-

schichte verschwunden sein wird, denn sie weiß, dass dies ihre letzten Gebete zum Tigris sind.

In Hasankeyf und rings um den Ort gab es einst eine große, blühende Ezidengemeinde, Menschen, die durch Sitte und Glauben, Geschichten und Lieder miteinander verbunden waren. Ihre Zahl schwand mit jedem Jahrzehnt der Entbehrung, Abwanderung und Zwangskonvertierung. Inzwischen leben noch ganze zwölf Leute im Dorf, und morgen werden auch sie nicht mehr da sein.

»Ich habe nachgedacht«, sagt die Großmutter. Aus ihrer Miene spricht Entschlossenheit und Liebe. »Narin ist mein Herzschlag, das Licht meiner Augen. Gott weiß, was sie mir bedeutet. Ich wollte immer, dass sie im heiligen Laliş-Tal getauft wird, nicht hier, wo sie die Erde aushöhlen und der Tigris so leiden muss, dass – « Sie macht eine Handbewegung zum Fluss hin und lässt den Satz unvollendet.

Der Scheich holt schnaufend Luft. »Du willst mit dem Kind in den Irak?«

»Ja, ehrwürdiger Scheich. Wir konnten so viele Jahre nicht hin. Aber mein Schwiegersohn soll im Sommer bei drei großen Hochzeiten in Mossul musizieren, und vielleicht nimmt er uns mit. Ich werde mit ihm reden und herausfinden, was er darüber denkt. Wenn er einverstanden ist, lässt es sich bestimmt machen. Trotzdem bin ich sehr dankbar, dass ihr heute alle hier wart.«

Sie öffnet eine große Tasche, die mit bunt verpackten Süßigkeiten gefüllt ist, und verteilt die Leckereien als Dank für die Teilnahme an dem heiligen Ereignis unter den Anwesenden.

»Gott segne eure Füße, liebe Nachbarn. Mögen eure Zehen nie über einen Stein stolpern.«

»Das Gleiche für dich, alte Seele«, erwidert der Scheich und seufzt.

Narin wird von allen umarmt, und obwohl die Zeremonie nicht zu Ende geführt worden ist, bekommt sie Geschenke – Säckchen mit getrocknetem Rosmarin, einen Flakon Nelkenöl, einen Tiegel Rosenblütensalbe, ein Glas Aprikosenmarmelade, einen Kranz aus duftenden Blumen ... Zuletzt überreicht ihr der Scheich die Flasche aus dem Laliş-Tal, die das Kind mit großer Sorgfalt in die Vordertasche seines Kleids schiebt, weil es um die Bedeutsamkeit des Wassers weiß.

»Wir ziehen jetzt besser los«, sagt ein Nachbar. Das Dorf ist zwar nicht weit entfernt, doch die Nachmittagshitze, die spürbar stärker geworden ist, wird die Rückkehrer langsam machen.

»Geht voraus«, ruft die Großmutter. »Wir kommen gleich nach.«

Diesmal überraschen ihre Worte niemanden. Alle wissen, dass Besma gern am Tigris ist und wie von einer unsichtbaren Kraft zum Wasser hingezogen nie eine Gelegenheit versäumt, Zeit am Fluss zu verbringen. Sie nimmt Narin immer mit, bringt ihr die Namen der Pflanzen am Ufer bei und erklärt, wie sie als Heilmittel oder zum Kochen genutzt werden können. Sie sammeln gemeinsam Baumharz, mit dem sie Platten und Schüsseln aus Holz imprägnieren können, und Wurzeln, Blätter und Rinde zum Färben.

»Die Geschenke nehmen wir mit nach Hause, dann habt ihr die Hände frei«, sagt der Scheich. »Aber seid vorsichtig und kehrt nicht zu spät zurück.«

»Keine Sorge, ehrenwerter Scheich, es wird nichts passieren. Vielleicht zeige ich Narin, wie man Rohrkolben sammelt – jetzt ist genau die richtige Zeit dafür.«

Eine Nachbarin beugt sich zur Großmutter und flüstert: »Besma, meine Liebe, willst du wirklich in den Irak? Du bist alt, und Narin ist krank, die Arme. Und auf den Straßen soll es unsicher sein.«

»Ja, aber wann war es je besser? Nicht seit Menschengedenken. Wann hätte es hier in Mesopotamien keine Probleme gegeben?«, erwidert die Großmutter nachdenklich. »Das Reisen war immer schwierig. Narin soll das Laliş-Tal mit allen Sinnen erleben, solange ihr das noch möglich ist.«

Narin war bei ihrer Geburt ein ruhiges, gesundes Kind. Ohne sich dessen bewusst zu sein, dass sie keine Mutter hatte, trat sie mit großer Entdeckerlust und Neugier ins Leben. Sie wurde mit Ziegenmilch, saurer Joghurtsuppe und Kräutertinkturen großgezogen und griff nach den Perlen, die zur Abwehr von bösen Geistern über ihrer Wiege hingen. Sie kicherte, wenn ihr Vater Grimassen zog, und als sie größer war, jagte sie die Hühner im Hof und sprang unbekümmert über Gräben. Doch die unbekannte Krankheit, die sie befiel, bevor sie in die Schule kam, schreitet rasch fort, und seit letztem Jahr verschwindet die hörbare Welt für sie immer öfter hinter wiederkehrenden Summ- und Pfeifgeräuschen. Der Übergang von Geräuschen zu Stille wird sich langsam vollziehen, aber er ist unwiderruflich.

Der Arzt in der Uniklinik in Diyarbakır hat gesagt, dass sie sich wappnen sollten. Schon in acht Monaten wird Narin vollkommen taub sein. Eine seltene Erbkrankheit. Zuerst wird sie keine hochfrequenten Töne mehr hören. Dann wird sie nichts mehr verstehen, wenn mehrere Menschen gleichzeitig sprechen. Das passiert nicht über Nacht, sondern allmählich. Ihr Hörbereich wird von den Rändern her kleiner werden, wie durch einen Vorhang, der sich nach dem letzten Akt eines Theaterstücks schließt. Nicht mehr lang, und sie wird eines Morgens aufwachen und bemerken, dass der Chor der Schwanzmeisen, Haubenlerchen, Rauchschwalben und Bachstelzen verstummt ist. Sie wird nie wieder den Freudenschrei eines Kindes hören oder den Pfiff eines Zugs, der in der Ferne verschwindet, und

auch das Blöken neugeborener Lämmer wird es für sie nur noch in der Erinnerung geben.

Die Großmutter möchte, dass Narin, bevor es so weit ist, zum ersten und letzten Mal die Vögel, das Gemurmel und die Gebete im heiligen Laliş-Tal hört. Sie soll den einzigen Ort auf der Welt sehen, an dem sich Verzweiflung in Hoffnung verwandelt und selbst die einsamste Seele getröstet wird.



Als alle anderen weg sind, schlendern die alte Frau und das Kind am Ufer des Tigris entlang, neben sich ihre Schatten. Sie gehen an dornigem Riedgras vorbei und bahnen sich einen Weg durch dickes Schilf- und Binsengestrüpp. Immer wenn sie kurz stehen bleiben und das Geräusch ihrer steten Schritte verstummt, hören sie Frösche quaken und Insekten sirren. Gelegentlich machen sie eine Pause, um Pflanzen zu betrachten. Auf dem fruchtbaren Schwemmland des Tigris gedeiht eine reichhaltige Vegetation. Die Großmutter führt Narins Finger und lehrt ihre Enkelin, Pflanzen allein durch Berührung zu erkennen. Blätter sind sehr kompliziert, lernt das Kind. Es gibt ledrige mit tief liegenden Adern, andere wirken wächsern und sind glatt, wieder andere mit einem feinen Gespinst überzogen, das an den ersten Lippenflaum eines halbwüchsigen Jungen erinnert.

»Großmutter?«

»Hm?«

»Wenn ich nichts mehr hören kann, vergesse ich dann deine Stimme?«

»Niemals, das ist unmöglich. Das Ohr vergisst nie, was das Herz einmal gehört hat.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Meine Stimme wird immer bei dir sein, auch wenn ich schon lange tot bin. Ich bin nämlich in dir drin – hier ... und

hier.« Die Großmutter berührt Narins Schläfen. »Und du bist in mir. So ist das, wenn man jemanden liebt – dann trägst du sein Gesicht hinter den Lidern und hast seine Stimme im Ohr, und sogar wenn du tief schläfst, siehst und hörst du ihn im Traum.«

Das Mädchen neigt den Kopf zur Seite und überlegt. Der Gedanke ist zwar tröstlich, aber ziemlich rätselhaft. Doch dass ihre Großmutter immer wundervoll rätselhaft ist, weiß Narin inzwischen. Einen friedlichen Moment lang, kaum länger als ein Atemzug, ruht sie im warmen Mitgefühl der alten Frau und vergisst alles, was sie betrübt. Dann ist das Gefühl vorbei, und das Kind sagt: »Der Mann in dem Bulldozer ... Der war nicht nett.«

»Da hast du recht, mein Herz.«

»Er hat ein böses Wort zu uns gesagt, ich hab's gehört.«

Die Großmutter sieht ihre Enkelin erstaunt an. Narin beißt sich auf die Lippe, wie sie es immer tut, wenn sie verwirrt oder besorgt ist.

»Wovon redest du, Kind?«

»Er hat uns Teufelsanbeter genannt.«

Die Miene der alten Frau wird düster. »Sprich dieses Wort nie laut aus!«

»Aber warum hat er es gesagt?«

»Vielleicht hat er etwas anderes gemeint.«

Das Mädchen schüttelt den Kopf. »Nein. Und es war nicht das erste Mal. Im Krankenhaus ist es auch passiert. Als Baba mit dem Arzt geredet hat, musste ich im Gang warten. Da kam ein Putzmann vorbei und hat gesagt: *Die dreckigen, sündigen Teufelsanbeter – was haben die hier zu suchen?* Er hat uns gemeint.«

In einem Gestrüpp ertönt der Schlag einer Wachtel – einzelne gurrende Rufe rasch nacheinander. Kaum ist der Vogel verstummt, fragt die Großmutter: »Hast du das deinem Vater erzählt?«

»Nein, ich wollte ihn nicht traurig machen.« Narin faltet die Hände im Schoß. »Warum nennen uns die Leute so?«

»Hör zu, meine Seele. Manche Leute sagen Dinge über uns, die nicht stimmen. Sie verbreiten Lügen, die uns schaden, und Verleumdungen, die uns verletzen. Dazu haben sie zwar kein Recht, aber sie tun es trotzdem. Sie beschimpfen uns nicht, weil sie uns gut kennen, sondern im Gegenteil, weil sie nicht wissen, wer wir sind.«

»Aber das ist verrückt! Ich gehe doch nicht herum und sage schreckliche Dinge über Leute, die ich gar nicht kenne!«

»*Du* nicht. Aber du bist eben klug.«

Mit dieser Antwort gibt sich Narin nicht zufrieden. Sie will nicht klug sein. Sie will verstehen, warum Menschen sind, wie sie sind, und herausfinden, ob sie sich ändern können.

Die Großmutter spürt, wie enttäuscht ihre Enkelin ist, und öffnet eine weitere Tasche. Darin liegen Fladenbrote, in ein Tuch gewickelt, um sie warm zu halten, bestrichen mit Butter aus Schafsmilch und mit Kräuterkäse gefüllt. Jeden Morgen sitzt die alte Frau bei Tagesanbruch auf einem Hocker im Hof und backt solche Brote. Sie teilt den Teig in einzelne Klumpen, klopft sie rund, schlägt sie an den Tandurofen und backt sie, bis sie schön aufgegangen und knusprig sind. Narin ist ganz verrückt danach.

»Iss, Kind. Wenn der Bauch leer ist, ist das Herz schwer.«

Narin beißt in ihr Brot, und Kräuter und Butter vermischen sich in ihrem Mund. Langsam kauend, sagt sie: »Ich verstehe das einfach nicht ...«

»Die Welt ist eine Schule, und wir sind die Schüler. Jeder lernt etwas, während er diese Schule besucht. Manche Menschen nehmen Unterricht in Liebe und Güte, manche leider in Beleidigung und Gemeinheit. Aber die besten Schüler sind diejenigen, die in ihren Begegnungen mit Grausamkeit und Bedrängnis zu mitfühlenden, großzügigen Menschen werden. Die andere

nicht für das Leid bezahlen lassen, das sie selbst erfahren mussten. Und was man auf dieser Schule gelernt hat, nimmt man mit ins Grab.«

»Aber warum hassen sie uns so?«

»Hass ist ein Gift, das in drei Tassen aufgetischt wird. Der Hass in der ersten Tasse besteht darin, die zu verachten, die man begehrt – man will sie besitzen. Das ist reiner Hochmut. Der in der zweiten zeigt sich, wenn man den verabscheut, den man nicht versteht. Das geschieht aus Angst. Und der in der dritten ist der Hass auf alle, die man verletzt hat.«

»Aber warum?«

»Weil sich der Baum merkt, was die Axt vergisst.«

»Was heißt das?«

»Dass nicht der die Narben trägt, der sie verursacht hat, sondern der, dem die Wunden zugefügt worden sind. Wir haben nur unsere Erinnerung. Wenn du wissen willst, wer du bist, musst du die Geschichten deiner Ahnen kennenlernen. Die Eziiden werden seit Menschengedenken verkannt, verleumdet und misshandelt. Unsere Geschichte ist voller Verfolgung und Leid. Zweiundsiebzigmal hat man uns schon massakriert. Unser Blut hat den Tigris rot gefärbt, unser Schmerz hat den Boden ausgedörret, aber sie hassen uns noch immer.«

Narin greift in die Tasche ihres Kleids und zieht die Flasche aus dem heiligen Laliş-Tal heraus. Sie hält sie in die Sonne und spürt die Liebkosung des Lichts, das vom Glas reflektiert wird. Dann dreht sie die Flasche um und wartet, dass der letzte Tropfen herausfällt. Wasser in flüssiger Form. Sie kann nicht wissen, dass der Tropfen einst eine Schneeflocke in einem fernen Land war und auf die damals reichste und größte Stadt niederfiel, deren Schlotte Wolken aus Rauch und Schwefel ausstießen. Dass er die Geburt eines Jungen erlebte und die Kraft eines anderen Flusses. So vergänglich er ist, trägt er doch die Erinnerung an

seine früheren Leben in sich. Sanft und leicht zitternd landet er auf der Hand des Mädchens.

Narin hält ihn wie eine kostbare Perle, und sie wird traurig. Alles scheint zu Ende zu gehen. Hasankeyf wird wegen des neuen Damms bald überflutet sein. Dann kann sie nicht mehr mit ihrer Großmutter Wurzeln und Kräuter suchen. Und auch ihr Gehör wird verschwinden, genau wie die Landschaft, die ihre Heimat ist.

Das Kind und die alte Frau schweigen. Der Fluss neben ihnen fließt schnell und wild und rollt die Kiesel auf seinem Grund, als wären sie Würfel.